

Spargel, Westfernsehen und viel Ruhe

Schloss Wiepersdorf war für DDR-Künstler ein Rückzugsort mit Zauberberg-Atmosphäre. Heute will sich nicht jeder daran erinnern.

VON DOLORES KUMMER

Leicht kann man ihn übersehen. Den 150-Seelen-Ort Wiepersdorf im Niederen Fläming in Brandenburg, samt seinem Schloss im Zentrum. Aber dessen Geschichte kann man nicht überhören. Das neobarocke Haus hat schon viele Herren gesehen und noch mehr Besucher. Anna Seghers, Christa Wolf und Sara Kirsch zum Beispiel. Anfang des 19. Jahrhunderts war es Wirkungsstätte des Dichterpaares Bettina und Achim von Arnim. Heute ist es ein Künstlerhaus unter dem Dach der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Könnte es sprechen, es würde so einiges erzählen. Das haben nun die Menschen übernommen, die es bewohnten. Was sie berichten oder weglassen, ist abhängig von der Zeit, in der sie lebten. Diese Erfahrung machte Friederike Frach, als sie an ihrem Buch schrieb, das jetzt unter dem Titel „Schloss Wiepersdorf – Das ‚Künstlerheim‘ unter dem Einfluss der Kulturpolitik in der DDR“ erschienen ist.

Sieben Jahre arbeitete die ehemalige Dresdnerin daran. Sie selbst nennt es Lebensprojekt und Wiepersdorf etwas Besonderes: „Es ist noch immer sehr ruhig dort, ein Ort, an dem man sofort die Bezo-genheit auf sich selbst spürt.“

Die Aura um Bettina von Arnim faszinierte die Menschen über die Grenzen hinaus. Die DDR machte aus ihr eine Revolutionärin, in der Bundesrepublik landete ihr Porträt auf einem Fünf-Mark-Schein. Mit der Urenkelin der „Großen Roman-tikerin“, Bettina Encke, die bis 1945 Schlossherrin war und sogar in der NS-Zeit einen jüdischen Intellektuellen versteckte, wurde freilich anders verfahren. Als die „Deutsche Dichterstiftung“ 1948 das „Klassisch-Humanistische Erbe“ antrat,



Dieses Bild von Schloss Wiepersdorf ist die Gemeinschaftsarbeit von Illustratoren, die sich dort regelmäßig zu einem Workshop treffen.

Foto: Schloss Wiepersdorf

bekam sie Hausverbot, Wiepersdorf wurde „Eigentum des Volkes“. Hier wollte man fortan „Dichtern und Schriftstellern, deren künstlerische Leistung eine Förderung verdiente, auf vorübergehende Zeit eine Stätte ungestörter und sorgenfreier Arbeit bieten.“

Die erste Autorin war Ruth Hoffmann, gefolgt von Anna Seghers, die bald ein ständiger Gast wurde und später, als Präsidentin des Deutschen Schriftstellerverbandes, sogar eigene Räume bekam. Auch

Ernst Busch, Georg Maurer und Peter Edel waren Besucher der frühen Jahre. Eine vollständige Auflistung gelingt heute nicht mehr, weil die „Gästebücher“ nicht vollständig erhalten blieben. Einige Schriftsteller kamen jeden Sommer, andere nur einmal. Das Auswahlverfahren ging in der Regel vom Künstler- oder Schriftstellerverband aus.

Friederike Frach geht chronologisch vor. In neun Etappen zeigt sie die Wandlung unter verschiedenen Heimleitern oder Direktoren des

Hauses, sie dokumentiert die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und den Alltag der Dichter, ergänzt ihre Darstellungen mit sinnigen Exkursen in die DDR-Kulturpolitik. Und sie versucht, dabei nicht zu werten. „Für mich war es nicht immer einfach, den Spagat zwischen wissenschaftlicher Forschung und emotionaler Betroffenheit zu schaffen.“

Christa Wolf gab ihr keine Auskunft, angeblich hatte sie keine Zeit. „Sarah Kirsch war auch nicht gesprächsbereit“, sagt Frach, „sie

wollte nicht an die DDR erinnert werden.“ Andere waren auskunftsfreudiger, wandelten gern durch den weitläufigen Park, genossen die kreative Atmosphäre oder sammelten Pilze. Die Journalistin Jutta Voigt sagte: „Wiepersdorf war ein Ort außerhalb der Zeit“ – und an anderer Stelle: „Hier sah ich Bilder, von denen ich nicht loskomme, die Bilder von jungen Leuten, die aus dem Land rannten...“ Der Rückzugsort mit der „Zauberbergatmosphäre“ bekam 1989 Risse.

Thomas Rosenlöcher erinnert sich, dass die Schlossküche hervorragend war, es gab Spargel und Westfernsehen, was für seine Kinder besonders wichtig war. Zwölf Ostmark kostete die Übernachtung. Mit Vollpension. Friederike Frach widerspricht einem gängigen Vorurteil: „Wiepersdorf war nicht nur ein Ort für Privilegierte.“

■ Friederike Frach: Schloss Wiepersdorf – Das „Künstlerheim“ unter dem Einfluss der Kulturpolitik in der DDR. Ch. Links, 256 S., 42,90 €

Mister Bobombastic

Wasserfall und Feuer frei – Der Schweizer DJ macht Dresden zu Las Vegas.

VON MARCO MACH

Diese Perfektion hat DJ Bobo den Dresdnern wohl nicht zugezogen. In der Mitte seiner Show am Donnerstagabend in der ausverkauften Energieverbraucher-Arena steht er nur noch da und staunt. Gerade hatte der Schweizer die gut 4000 Fans aufgeföhrt, eine La-Ola-Welle in Zeitlupe zu versuchen – und diese folgte fabelhaft.

Die Welle in Zeitlupe ist einer der wenigen ruhigen Momente in der sonst rasanten, neuen Glitzershow DJ Bobos. Schließlich heißt diese ja auch „Dancing Las Vegas“ und will einen Hauch der US-Spielmetropole nach Europa bringen. Weil er damit auch feiert, dass er nach 20 Jahren noch Massen bewegen kann, fährt er großes Geschütz auf: Die dreistöckige Bühne wird von einem

Riesenengel und einem Megateufel flankiert. Davor steht ein überdimensionierter Cadillac, der zugleich Tanzplattform, Wasserbecken und Platz für die Band ist. In neun Metern Höhe dreht ein russisches Eiskunstlaufpaar von „Holiday On Ice“ seine Runden. Schon kurz zuvor hatten zwei Tänzer aus dem international besetzten Team zu „What A Feeling“ eine laszive Performance unter einem zwölf Meter hohen Wasserfall hingelegt. Am Ende heizt Mister Bobombastic die ohnehin schon heiße Eishalle mit Feuerfontänen noch mehr ein. In Las Vegas ist eben alles möglich.

Da tritt die Musik – wie immer bei Shows des 44-Jährigen – in den Hintergrund. Neben neuen Songs hat er natürlich seine eingängigen Pop-Dance-Welthits aus den Neunzigern mitgebracht, wie seinen Durchbruch „Somebody Dance With Me“ oder „Freedom“. Nur, wenn der DJ eine Ballade anstimmt oder zusammen mit der deutschen A-cappella-Band Sonic Suite singt, übertrumpft die Musik die Show.

Das Dresdner Familienpublikum ist begeistert, macht alles mit, was Bobo will, und wird von ihm schnell aus den Sitzen gerissen. Unverständlich, dass die Security anfangs ausflippende Fans wieder zum Sitzen aufföhrt. Natürlich mit nur kurz währendem Erfolg.

Trotz kreativer Einfälle und im Vergleich zu früheren Shows bleibt am Ende das Gefühl, dass DJ Bobo das so dankbare Thema Las Vegas nicht ausgeschöpft hat. Zirkus, Glücksspiel, Zauberei – was hätte man nicht alles aufföhren können. Stattdessen zeigt er wackelige Kinderbilder und Videos seiner anfänglichen Breakdance-Zeit, nimmt sich mehrmals eine kurze Pause. Und die 25-jährige Stefanie aus Dresden, die als Preis eines Gewinnspiels auf die Bühne darf, bekommt lediglich ein T-Shirt und zwei rot leuchtende Teufelshörner aufgesetzt.

Die Zuschauer schicken nach zwei Stunden dennoch eine zweite Welle durchs Eisrund – diesmal ohne Aufföhderung von Bobo. Der steht wieder da und staunt.

Wahnsinn im Möbelhaus

Das Projekttheater Dresden zeigt die Katastrophen von gestressten Jung-Eltern.

VON SEBASTIAN THIELE

Die alltäglichen Freuden sind klein. Manchmal sogar so dürftig wie ein magerer Snack. Oder so grau wie Hackfleischbällchen namens „Köttbullar“. Reichen die Schweden-Häppchen aus, um einen Besuch im Labyrinth der bekannten Möbelkette erträglich zu machen? „Köttbullar“ gibt es jetzt nicht nur als Belohnungsbulette, sondern auch als Beziehungskomödie. Im Projekttheater war am Mittwoch Uraufföhderung mit erheitern den Einblicken in die alltäglichen Momente des Wahnsinns.

Ein junges Paar, vor wenigen Wochen mit Nachwuchs zur Kleinfamilie mutiert, hastet kurz vor Ladenschluss auf der Suche nach einem Geschenk für eine Freundin los. Der besorgte Wein mit

Schraubverschluss wirkt zu billig und die Pralinenpackung zu einfalllos. Doch nicht genug, Papa verschließt auch die Windel des Sprösslings zu ungeschickt. Die Katastrophe naht: Im Krabbel-Bassin des Kaufhaus-Kinderparadieses verteilen sich die Verdauungsendprodukte des kleinen Hosenscheißers auf Hunderte von bunten Plastikbällen. Putzend und fluchend toben nun die überforderten Eltern vor öffentlicher Rolltreppenkulisse durch die kontaminierte Spielweise und versuchen auch ihre verschmutzten Gemüter aufzupolieren. Mama säuft lamentierend den Schraubverschluss-Jahrgang und Papa wird lauter, als er möchte. Da lockert sich so manche hartnäckige Dreckskruste, und es geht verbal nicht immer sauber zu.

Natürlich öffnen sich Schubladen: Frau hungert zugunsten ihres Hinterns und quält sich mit Pilates, Mann mag Fußball und Ruhe beim Angeln. Regisseur Dieter Hinrichs schafft es trotzdem, das ausgetretene Mann-Frau-Kampfhema nicht

allzu platt und auf der Stelle trend zu inszenieren. Mit auflöckernden Songs à la Reinald Grebe, live von den Schauspielern gespielt und gesungen, strukturiert er schlüssig die einstündige Aufföhderung. Beide Darsteller, Marie-Luise Gunst und Jens Hasselmann, liefern sich als gestresstes Ehepaar einen knalligen Kampf und loten das Barometer der Stimmungen reichlich aus. Wehmütig erinnern sich die Figuren an vergangene Zeiten, in denen man im Bett nicht nur stumm an die Decke starrte oder schlief. Zerknirscht bekennen sie ihre festgefahrene Beziehungskiste. Jammern gestehen sie sich ihre ungelebten Träume. Von lächerlich überdreht bis am Boden zerstört reicht das überzeugende Spiel. Somit rutscht „Köttbullar“ als leicht verdauliche Kost den Konsumentengaumen hinab, ohne den Fast-food-Junkie zu übersättigen oder den Feinschmecker zu vergiften.

■ „Köttbullar“ läuft heute um 21 Uhr im Projekttheater Dresden, Kartentel. 0351 8107611

Die Weltkunst erobert Kassel alle fünf Jahre neu

Die documenta besetzt mit ihren Werken hehre Museumsräume und immer wieder überraschende Orte.

Am 9. Juni öffnet die DOCUMENTA (13) in Kassel für die Besucher. Bernd Leifeld ist seit 1996 Geschäftsführer der weltweit bedeutendsten Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die seit 1955 im Rhythmus von vier, seit 1972 von fünf Jahren für jeweils einhundert Tage in der hessischen Stadt stattfindet.

Herr Leifeld, die spezielle Schreibweise DOCUMENTA (13) wirkt wie ein Logo. Ist die documenta eine Marke?

Die documenta ist tatsächlich zu einer Marke geworden. Sie ist eine Referenzausstellung für all diejenigen, die in der zeitgenössischen Kunst unterwegs sind. Und man arbeitet sich in den Jahren zwischen den documentas in anderen Ausstellungen an ihr ab – von der Kunstauswahl, der Künstlerwahl

über thematische Akzentuierungen bis hin zur Kunstvermittlung.

Wie benutzerfreundlich ist solch eine groß angelegte Ausstellung? Bei der documenta 12 haben wir eine sehr intensive Vermittlungsarbeit geleistet. Darüber erschien ein zweibändiges Buch, das ein Referenzwerk geworden ist für Museumspädagogen in Europa. Die documenta ist zu einer Marke geworden durch eine sehr strenge Strategie, dass der jeweilige künstlerische Leiter – zweimal die künstlerische Leiterin – alle Macht hat, um die documenta neu zu definieren.

Ist das Neue das Wesen der Marke DOCUMENTA (13)?

Wir haben hier lauter junge Leute, die mit einer großen Motivation diese Arbeit machen. Sie haben den „Spirit of documenta“ inhaliert und wissen, dass sich der Einsatz für diese Ausstellung lohnt. Dass Besucher hierher kommen, ist ja nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine mentale Frage. Die Person der künstlerischen Leitung ist

es, die dann jeweils andere Akzente setzt, zum Beispiel andere Ausstellungsorte in der Stadt auswählt.

Was hat Kassel von der documenta? Was hat die documenta von Kassel?

Es lohnt sich, Verbindungen in die Stadt hineinzutragen. Wir haben bei der documenta 12 einen Kassel-Beirat gehabt, in dem Bürger der Stadt aufgefordert waren, mitzuarbeiten an Themen, die die documenta gestellt hat. Das tun diesmal unter anderen Vorzeichen zum Beispiel die „Worldly Companions“, Menschen, die in den unterschiedlichsten Institutionen der Stadt arbeiten. Da sind zum Beispiel Architekten, die den Künstlern die Stadt erklären, sodass auch Künstler in die Auseinandersetzung mit der Stadt gebracht werden. Das ist eine sehr rege Wechselwirkung.

Gab die Geschichte der Stadt den Impuls für das Leitmotiv „Zusammenbruch und Wiederaufbau“? Die künstlerische Leiterin der DOCUMENTA (13), Carolyn Christov-

Bakargiev, hat anfangs die Geschichte dieser Stadt recherchiert und gefragt: Welche Räumlichkeiten gibt es noch? Welche verschütteten Erinnerungen gibt es noch in der Stadt, die ja sehr stark unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges gelitten hat. Kassel war eine Rüstungsstadt. Sie wurde im Oktober 1943 total zerstört.

Das Museum Fridericianum ist seit Anbeginn das Haupthaus der documenta. Welche zusätzlichen Ausstellungsorte wurden jetzt in Kassel entdeckt?

Es ist ein Strukturmerkmal von documenta, dass wir nicht jedes Mal dieselben Orte nutzen, sondern immer wieder aufs Neue Ausstellungsräume suchen müssen. Das ist eine Verpflichtung. Wir fanden Räume, die vielleicht zwanzig Jahre nicht mehr existiert haben: Einen Ballsaal, in dem ganze Generationen von Kasselern ihren Abschlussball oder Hochzeit gefeiert haben. Die erneute Beschäftigung mit diesen Gebäuden ist nach so vielen Jahren stark emotional geprägt, vor



Diese Baustelle öffnet in einer Woche. Aus dem Schrotthaufen hinter dem Kasseler Hauptbahnhof könnte das größte Kunstwerk dieser documenta werden.

Foto: dpa

allem in jener Generation, in der diese Orte noch lebendige Erinnerungen sind. Dafür muss man die passende Kunst auswählen.

Heißt das, die Ortskundigen können die DOCUMENTA (13) besser verstehen?

Ich glaube, dass man die documenta auf unterschiedlichste Weise er-

leben kann. Wer Ortskenntnis mitbringt, sieht vielleicht mehr. Freinach Goethe: „Wenn ich etwas weiß, sehe ich auch etwas.“

■ Das Gespräch führte Norbert Wartig. ■ DOCUMENTA (13) vom 9. Juni bis 16. September in Kassel an elf verschiedenen Orten. Geöffnet täglich 10 bis 20 Uhr. Tagesticket 20/14 Euro, Dauerkarte 100/70 Euro